

Baden-Wettingen

«Wir sind Freunde, Brüder und Töchter»

Sabine Tanner, Leiterin der Demenzabteilung am Alterszentrum St. Bernhard in Wettingen, gewährt am Internationalen Tag der Pflege einen Einblick in ihren Alltag. Dabei verrät sie, weshalb sie den schönsten Job der Welt hat – dem Pflegemangel zum Trotz.

Sarah Kunz

Es kann alle treffen: Vielleicht hat man einen Unfall, wird schwer krank, wird alt. Vielleicht kann der Vater oder die Grossmutter nicht mehr alleine zu Hause leben, vielleicht muss der kranke Sohn oder die behinderte Tochter betreut werden. So ziemlich jede und jeder in der Schweiz ist irgendwann im Leben auf Pflege angewiesen. Und alle sind dankbar, wenn diese liebevoll, in Würde und mit ausreichend Zeit erfolgt.

Gewährleistet ist das jedoch nicht. In der Schweiz herrscht akuter Pflege-notstand, monatlich steigen zirka 300 Pflegende aus dem Beruf aus. «Einfach nur tragisch», findet das Sabine Tanner. Sie ist Leiterin der Demenzabteilung im Alterszentrum St. Bernhard in Wettingen. Und sie gewährt zum heutigen Internationalen Tag der Pflege einen Einblick in ihren Alltag.

Kaum hat das Gespräch begonnen, klingelt Tanners Telefon. «Ja, Sabine?», meldet sie sich. Dann: «Hm, warum hat er Schüttelfrost? Blutdruck normal?» Kurze Pause. «Gut, mach ihm doch eine Bettflasche und einen warmen Pfefferminztee. Den hatte er morgens auch und mochte ihn.» Sie steckt das Telefon wieder ein und lächelt entschuldigend. «Das wird es bestimmt noch öfters geben. Bei uns ist immer etwas los.»

Tanner arbeitet seit über 30 Jahren in der Pflege. Der Beruf – unbestreitbar ein Knochenjob – scheint bei ihr keine sichtbaren Spuren hinterlassen zu haben. Im Gegenteil. Würde man nicht wissen, dass sie 46 Jahre alt ist, würde man sie deutlich jünger schätzen. Die Leitung der Abteilung im 3. Stock hat sie vor etwas mehr als einem Jahr übernommen, als der Neubau im Langacker eröffnet wurde.

Die Gänge sind grosszügig und hell, wirken offen und freundlich. Neben dem Lift bereitet die Schwester eines Angehörigen ihn gerade auf einen Spaziergang vor. «Hat er sein Uhrli noch an?», fragt Tanner. «Nein? Gut. Viel Spass draussen!» Sie dreht sich um und erklärt: «Die Bewohnerinnen und Bewohner, die nicht alleine rausdürfen, tragen eine Uhr. Wenn sie den Stock trotzdem verlassen – was immer wieder vorkommt –, erhalten wir Pflegenden eine Meldung.»

Ein Bewohner beispielsweise, sagt Tanner, isst jeden Tag sein Zmorge, bedankt sich und hat dann das Gefühl, er könne nach Hause gehen. Auch er trägt eine Uhr. Er geht zur Treppe, die Uhr sendet ein Warnsignal, jemand holt ihn zurück. Jeden Tag. Tanner zuckt mit den Achseln. «Wer in der Langzeitpflege arbeitet und alte Leute pflegt, braucht viel Geduld», sagt sie. «Wer in einer Demenzabteilung arbeitet, noch viel mehr.»

Ein alter Mann steht verloren im Gang, seine Haltung geknickt, den Blick hält er starr auf den Boden gerichtet. Tanner geht langsam auf ihn zu, legt ihm eine Hand auf den Rücken. «Na, was ist denn los?»; fragt sie einfühlsam. Leise reden sie

miteinander. Dann umarmt sie ihn, geleitet ihn auf sein Zimmer und verspricht, ihm einen Espresso zu bringen.

Der Tagesablauf auf der Demenzabteilung wird jeweils von den Bewohnerinnen und Bewohnern bestimmt, die Aufgaben richten sich nach ihren Bedürfnissen. Mittlerweile, nach gut einem Jahr Betrieb, sind alle 42 Betten besetzt. 29 Pflegerinnen und Pfleger sind hier angestellt, pro Tag arbeiten jeweils 15. Auf drei Bewohnende kommt also eine Pflegeperson. «Von der Pflege her reicht das knapp», sagt Tanner. «Für die Betreuung und Aktivierung bräuchten wir eigentlich mehr.»

Denn wer mit Demenzkranken arbeitet, ist mehr als nur Pflegerin oder Pfleger. «Wir sind Betreuungspersonen, Freunde, Mütter, Brüder und Töchter in einem», sagt Tanner und fügt an: «Wir helfen ihnen aus dem Bett, waschen sie, ziehen sie an. Aber wir leisten ihnen auch Gesellschaft, spielen mit ihnen Spiele, trösten sie und tragen ihren ganzen Schmerz darüber mit, dass sie nicht mehr zu Hause leben können.»

Im Aufenthaltsraum, der Stube, setzt eine Pflegerin mit einer Bewohnerin gerade ein Puzzle zusammen, an einem anderen Tisch lesen zwei Frauen ein Hefli. «Blödi Wiiber», ruft eine plötzlich laut. Ein Pfleger kommt vorbei und streicht ihr beruhigend über den Rücken. Einen Tisch weiter holt eine Pflegerin eine Plüschkatze hervor und bringt sie einer Bewohnerin. «Miau», imitiert diese das Büsi, lacht und kraut es liebevoll.

«Die Stube ist unser Herz», sagt Tanner. Hier nehmen die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Mahlzeiten ein – zum Zmorge und zum Nacht gibt es jeweils ein Buffet, mittags werden die Töpfe auf die Tische gestellt. «Sie sollen selbst schöpfen und entscheiden, was sie essen wollen und was nicht», sagt Tanner. «Selbstbestimmung ist uns wichtig. Sie gibt Würde.»

Tanner hört hier zu, lacht da mit, nimmt drüben sanft alte Hände in ihre eigenen. Sie weiss, wenn jemand vor dem Zubettgehen gerne noch eine heisse Schoggi trinkt oder jemand morgens lieber ausschläft. Die Bewohnerinnen und Bewohner zu kennen, über ihre Vorlieben Bescheid zu wissen und über ihre Rituale, das sei besonders wichtig. Tanner nennt es Biografiearbeit.

«Wir müssen herausfinden, wie die Bewohnenden ihren Alltag zu Hause gestaltet haben, damit wir ihn hier nachahmen können», sagt sie. So könnten sie sich einfacher hier einleben, orientieren und sich wohlfühlen. Schliesslich sei diese Abteilung ihr neues Zuhause – und mit Sicherheit auch ihr letztes.

Wieder klingelt Tanners Telefon. Wieder ist es ein kurzes Gespräch. «Hat er eine Patientenverfügung?», fragt sie. «Das müssen wir wissen,

bevor wir den Arzt rufen. Ich komme.» Sie schreitet ins Mitarbeiterzimmer und nimmt die entsprechende Akte hervor. «Ah ja, da steht's. Er würde einen Spitalaufenthalt in Kauf nehmen, wenn er Besserung bringen würde. Dann können wir den Arzt anrufen.»

Hier kann der Tod jederzeit eintreten. Was er auch immer wieder tut. Meistens müsse man dann einfach da sein. «Sterbebegleitung ist für mich etwas sehr Schönes», sagt Tanner. «Sie gibt uns die Möglichkeit, die Menschen, die ihr Leben gelebt haben, in Würde zu verabschieden.» Ist jemand verstorben, werden die Fenster geöffnet und die Türe geschlossen. Dann wird eine Stunde lang nichts getan. «Damit die Seele gehen darf», erklärt Tanner. Anschliessend geht das Leben auf der Demenzabteilung weiter.

Schwierig seien solche Momente für sie nicht. «Sie gehören dazu», sagt sie. Manchmal aber, wenn sie einen Bewohner oder eine Bewohnerin besonders gut gekannt oder sich eine besonders enge Bindung entwickelt hatte, hätte sie schon Mühe mit Loslassen. «Dann hilft es, darüber zu sprechen», sagt Tanner. «Wir dürfen Trauer zulassen.»

Die viel grössere Herausforderung sei es hingegen, wenn jemand Angehörige verliere – und das immer wieder vergesse. «Wir müssen den Bewohnenden dann jedes Mal wieder beibringen, weshalb sie diese Person nicht mehr besuchen kommt», sagt Tanner. «Das ist furchtbar. Sie trauern dann immer wieder neu. Der Verlust lässt nie nach.»

Demenzkranken vergessen aber nicht nur vieles, oft können sie auch ihre Emotionen nicht mehr kontrollieren. Teilweise werden sie böse – aus Angst, aus Schmerz, aus dem Delirium heraus. Einmal, da sei sie von einer Bewohnerin angespuckt worden, erzählt Tanner. «Mitten ins Gesicht. Etwas Erniedrigenderes gibt es kaum.» In solchen Situationen nichts retour zu geben, sei eine Herausforderung. Aber damit lerne man umzugehen.

Trotz der strengen Arbeit, der emotionalen Belastung und der herausfordernden Aufgabe: «Ich finde, ich habe den schönsten Job der Welt», sagt Tanner. «Es gibt nichts Sinnvolleres, als für jemanden da zu sein, jemandem ein Zuhause und Freude zu schenken.»

An einer Türe hängt ein Schild mit der Aufschrift «Alles Gute zum 100. Geburtstag». Der Bewohner des Zimmers sitzt zusammengekauert auf seinem Sessel. Tanner geht zu ihm hin, ihr Gesicht ganz nah an seinem Ohr. «Wollen Sie uns nicht etwas vorspielen?», fragt sie laut. «Auf dem Klavier?», fragt er mit brüchiger Stimme zurück. «Jaja, ein Marsch. Der macht Freude.» Mit sichtlicher Mühe hievt er sich hoch, setzt sich ans Klavier und beginnt zu spielen. Aus dem Kopfheraus und mit so viel Freude, als wäre er wieder ein kleines Kind. Tanner steht daneben und lächelt glücklich. Für solche Momente lohnt sich eben all die Mühe.



Wer nicht mehr alleine rausdarf, trägt eine Uhr. Diese sendet den Pflegerinnen und Pflegern eine Warnung, sollte die Trägerin oder der Träger die Demenzabteilung verlassen.



Ein täuschend echt aussehendes Büsi zaubert den Bewohnenden ein Lächeln ins Gesicht. Hier in der Stube verbringen sie einen Grossteil ihres Tages.

hter in einem»



Sabine Tanner leitet im Alterszentrum St. Bernhard in Wettingen die Demenzabteilung. Hier teilt sie Freude, schenkt Aufmerksamkeit und stellt sicher, dass sich die Bewohnerinnen und Bewohner zu Hause fühlen.

Bilder: Sandra Ardizzone



100 Jahre alt, demenzkrank, und doch spielt dieser Bewohner aus dem Kopf und ohne Noten Klavier. Dass er dabei aufblüht, lässt sich unschwer erkennen.



Die Pflegerinnen und Pfleger animieren die Bewohnenden jeden Tag zu Spielen und Denkaufgaben. Das ist gerade für Demenzkranke wichtig.

Geschäftsleiter verrät, wie er dem Pflegenotstand entgegenwirkt

Peter Wyss vom Alterszentrum St. Bernhard über zu wenig ausgebildetes Fachpersonal und den Effekt einer neuen Institution.

Interview: Sarah Kunz

Der Fachkräftemangel in der Pflege ist eine Tatsache, die mittlerweile im Bewusstsein der breiten Bevölkerung angekommen ist. Eine der Hauptursachen ist der demografische Wandel: Die Menschen werden immer älter und benötigen daher immer mehr Pflege. Kein Wunder also, zeigt sich der Notstand in der Langzeitpflege – der Pflege über einen längeren Zeitraum oder auf Dauer – am drastischsten.

Auch das Alterszentrum St. Bernhard in Wettingen sieht sich mit diesen Herausforderungen konfrontiert. Anlässlich des heutigen Internationalen Tages der Pflege verrät Geschäftsleiter Peter Wyss, wie er dem Problem des Fachkräftemangels in seiner Institution entgegenwirkt.

Herr Wyss, warum ist der Pflegenotstand in der Langzeitpflege besonders spürbar?

Peter Wyss: In der Langzeitpflege wird zu wenig diplomiertes Pflegefachpersonal ausgebildet. Man hat lange gemeint, dass es in der Langzeitpflege kein qualifiziertes Fachpersonal braucht. Die Konsequenz davon ist nun, dass wir unter anderem zu wenige bereits ausgebildete Fachkräfte haben, die weiteres Pflegefachpersonal ausbilden.

Welche Vorteile bietet denn eine Stelle in der Langzeitpflege?

Als Geschäftsleiter habe ich zwar nicht so viel mit den Bewohnerinnen und Bewohnern zu tun, aber auch ich erlebe immer wieder schöne Momente: etwa ein Schwatz auf dem Gang oder ein inbrünstiges Danke. Dieser Austausch und dass wir uns hier Zeit dafür nehmen können, ist extrem schön. Ausserdem kommt hier so viel Lebenserfahrung zusammen, und wir können dieser Würde tragen. Unsere Arbeit ist einfach nur sinnvoll.

Wie kriegen Sie den Fachkräftemangel zu spüren?

Im Moment haben wir alle Stellen besetzt. Ich denke, das liegt daran, dass wir erst vor einem Jahr eröffnet haben. Neue Institutionen ziehen immer Leute an. Wir spüren aber schon auch, dass es immer schwieriger wird, qualifiziertes Fachpersonal zu rekrutieren. Ausserdem ist die Verbundenheit der Mitarbeitenden zu ihrem Arbeitsplatz gesunken. Heute sind die Leute viel eher bereit, den Arbeitgeber zu wechseln. Deshalb wollen wir uns jetzt einen guten Ruf aufbauen und uns als Arbeitgeberin attraktiv positionieren.

Wie gelingt Ihnen das?

Unsere Mitarbeitenden sind unser Kapital. Ihre Zufriedenheit liegt an erster Stelle. Wir sind der Meinung, dass zufriede-

«Wir sind der Meinung, dass zufriedene Mitarbeitende zu zufriedenen Bewohnenden führen. Deshalb fördern wir Aus- und Weiterbildungen und investieren in unsere Führungskräfte.»



Peter Wyss
Geschäftsleiter Alterszentrum

dene Mitarbeitende zu zufriedenen Bewohnenden führen. Gute Löhne reichen dafür aber nicht aus. Deshalb fördern wir Aus- und Weiterbildungen und investieren in unsere Führungskräfte. Wir betreiben einige Anstrengungen, um die vielen Lehrberufe, die man in unserem Betrieb erlernen kann, beim Nachwuchs beliebt zu machen. Man sollte das Interesse früh wecken und dort Aufklärungsarbeit leisten, wo die junge Ge-

neration ins Spiel kommt. Aktuell bilden wir deshalb rund 30 Lernende aus.

Welche Herausforderungen kommen auf Sie zu, wenn Sie es nicht schaffen, genügend Personal zu halten?

Wenn wir keine Leute haben, die arbeiten, können wir keine Menschen mehr aufnehmen, die Pflege benötigen. Dass das schlimm wäre, brauche ich gar nicht zu sagen. Denn wer Pflege braucht, braucht sie. Fehlendes Personal führt ausserdem zu Qualitätseinbussen. Das heisst, wir könnten den Ansprüchen der Bewohnenden nicht mehr gerecht werden. Ausserdem würden sich die Arbeitsbedingungen der Pflegekräfte weiter verschlechtern. Dann steigen noch mehr aus dem Beruf aus, und das Problem verschärft sich weiter.

Was müsste Ihrer Meinung nach geschehen?

Es geschieht ja bereits viel, die Pflegeinitiative ist im Gange. Sie hätte einfach schon viel früher kommen müssen – schon vor 10 oder 15 Jahren. Das hat man auf politischer Ebene verpasst. Wir als Institution müssen uns schon jetzt Gedanken machen, wie wir rekrutiertes Personal auch behalten können, sodass es nicht beim nächstbesten Angebot zur Konkurrenz wechselt oder gänzlich aus dem Beruf aussteigt.

Was hoffen Sie für die Zukunft?

Dass wir den Bewohnenden weiterhin gerecht werden können. Dass sie in Würde hier leben können und gut versorgt werden.

ANZEIGE

Freetown Entertainment Baden
Graphic Musical
The Copyright Girl

Nur noch bis zum 21. Mai 2023
Kino Elite Wettingen

www.copyrightgirl.ch

30% Rabatt auf Tickets für Sonntag, 14. Mai, 15.30 Uhr
mit Rabattcode MUTTERTAG30